

Zeitschrift: Sonos / Schweizerischer Verband für Gehörlosen- und Hörgeschädigten-Organisationen
Band: 104 (2010)
Heft: 7-8

Artikel: Die Deutschschweizerische Gebärdensprache DSGS
Autor: Caramore, Benno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-924012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Deutschschweizerische Gebärdensprache DSGS

Was sie den Gehörlosen bedeutet, wie die Hörenden mit ihr umgehen und umgegangen sind und welche Zukunft ihr bevorstehen könnte.

Text: Benno Caramore

Entstehung der schweizerischen Gebärdensprachen

In der Schweiz existieren drei verschiedene Gebärdensprachen: Die Deutschschweizerische Gebärdensprache (DSGS) in der deutschen, die Langue des Signes Suisse Romande (LSF-SR) in der französischen und die Lingua dei Segni Italiana (LIS-SI) in der italienischen Schweiz. Entstanden sind diese drei Gebärdensprachen bei der Gründung der schweizerischen Gehörlosenschulen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Zusammenhang mit diesen Schulgründungen kam es zu einer grossen Ansammlung gehörloser Kinder, die während Jahren im gleichen Internat lebten und ausgebildet wurden.

Aus neueren Forschungen in den Entwicklungsländern, so etwa in Nicaragua, weiss man, wie rasch es bei gehörlosen Kindern, die sich zu einer Kindergemeinschaft zusammenfinden, zur Entwicklung visuell-manueller Kommunikationsformen kommt, die sich innerhalb einer Latenzzeit von ca. 10 Jahren zunehmend strukturieren und zu einem festen Gebilde entwickeln. Schliesslich endet dieser Entwicklungsprozess in der Ausformung einer eigenständigen Gebärdensprache. So etwas muss sich auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz abgespielt haben, als hier die Gebärdensprachen entstanden. Da in den Pionierjahren der Gehörlosenbildung in der Schweiz auch gehörlose Hilfslehrer und Erzieher zum Einsatz kamen und in den grösseren Städten, Zürich, Basel, Bern und Genf auch bereits kleine Gemeinschaften erwachsener Gehörloser lebten, die sich regelmässig trafen und auch eigene Vereine gründeten, hat der Einfluss

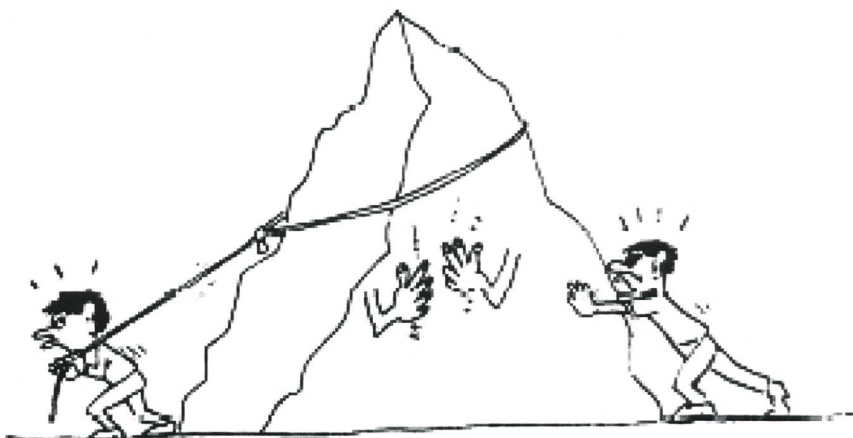


Bild 1: De Marco E.; „Hoch leben unsere Gebärden!“

dieser erwachsenen Gehörlosen die Entwicklung der neuen Kindergebärdensprachen ebenfalls mitgeprägt. Die obigen Ausführungen zur Sprachgenese dieser gehörlosen Kindergemeinschaften zeigen, wie unwillkürlich und unaufhaltsam Gebärdensprachen entstehen, selbst ohne grosse pädagogische Einwirkung oder gar trotz des Widerstandes der hörenden Fachleute gegen die Gebärdensprachen, wie dies die Geschichte der schweizerischen Gehörlosenzpädagogik deutlich zeigt. Der bekannte

romanisch sprechende Linguist und Sprachforscher, Iso Camartin, selber Vertreter einer Sprachminderheit und einer Sprache, die vom Aussterben bedroht ist, hat seine romanische Muttersprache einmal als eine zweite Haut bezeichnet, als etwas, das dem Menschen so nahe ist, dass es nicht abstreifbar ist, als etwas, das immer da ist und Sicherheit gibt, das kognitive Entwicklung und Kreativität stärkt, das Freunde schafft und Kultur stiftet, schliesslich als etwas auch, bei dem man bleiben



Bild 2: Bernath F.; „Unterdrückung“

will und wofür man sich zur Wehr setzt. Wer bereit ist, mit den Gehörlosen zu sprechen und dieser Sprachminderheit zuzuhören, der wird feststellen, dass das, was Camartin geschrieben hat, auch auf die Gehörlosen zutrifft. Man kann ihnen ihre Sprache nicht verbieten oder einfach entziehen.

Solange sie als Gemeinschaft zusammen sind, werden sie sich immer an ihr orientieren. Wenn man sie ihnen dennoch verbietet, was die Gehörlosenpädagogik in der Schweiz während fast zweihundert Jahren getan hat, fügt man ihnen massives Leid und grossen Schaden zu.

Unterdrückung der schweizerischen Gebärdensprachen

Ein Gehörloser, Eugen Sutermeister, er, der starke Impulse zur Gründung von sonos gegeben hat, er auch, der oft zwischen den Fronten der Gehörlosengemeinschaft und der hörenden Fachwelt stand, hat in seiner Schrift „Das Anstaltsleben eines Taubstummen, von ihm selbst erzählt“ am Beispiel einer schweizerischen Taubstummenanstalt dargestellt, auf welche brutale Art und Weise auch an den schweizerischen Taubstummenanstalten mit der Gebärdensprache umgegangen wurde. Eine ähnliche Darstellung über die Situation in der deutschen Schweiz im 20. Jahrhundert liegt auch von der Gehörlosen Jutta Gstrein (Gstrein J.; 1999) vor. Dass dies nicht nur ein schweizerisches Phänomen darstellt und auch in vielen andern Ländern geschehen ist, macht die ganze Angelegenheit nicht leichter erträglich. Die Auswirkungen dieser Unterdrückung einer Sprachminderheit sind vielfältig und folgenreich, sie reichen hinein bis in die jüngste Vergangenheit und sind auch jetzt in der praktizierten Vollintegration Gehörloser nach wie vor latent vorhanden und werden immer wieder von betroffenen Gehörlosen bezeugt. Eine historische Erfassung dieses Phänomens ist erst ansatzweise erfolgt. Vielerorts, auch in der Schweiz, haben diese Unterdrückungsereignisse einen tiefen Graben geschlagen zwischen die Gehörlosengemeinschaft und die hörenden Fachkräfte.

Als sonos am 2. Mai 1911 in Olten unter dem Namen „Schweizerischer Fürsorgeverein für erwachsene Taubstumme“ gegründet

wurde (Sutermeister E. 1929), war die Verdrängung der Gebärdensprache aus den schweizerischen Gehörlosenschulen bereits fest im Kinderalltag verankert. Aber es war auch jene Zeit, wo sich die gehörlosen Erwachsenen vermehrt in eigenen Vereinen zusammenschlossen und für die Gebärdensprache zu kämpfen begannen. Ich habe in den Gründungsakten nach Hinweisen auf die Gebärdensprache gesucht, aber nichts gefunden, was nicht weiter erstaunlich ist. Im Vorstand von sonos sassen während vielen Jahren Vertreter der Taubstummenanstalten, oft die Direktoren selber, Ohren-Nasen-Halsärzte, Taubstummenseelsorger und später auch Vertreter der Taubstummenfürsorgestellen, welche die Politik der Verdrängung der Gebärdensprache fortsetzten.

Gesellschaftlicher Durchbruch der DSGS

Erst in den 1980er-Jahren – das Jahr der Behinderten 1981 war ein akzelerierender Anlass – kam es zu einer ersten Öffnung gegenüber der Deutschschweizerischen Gebärdensprache (DSGS), als sich in der deutschen Schweiz die Kantonale Gehörlosenschule, Zürich (heute Zentrum für Gehör und Sprache) als erste deutschschweizerische Schule für den Unterricht in lautsprachbegleitenden Gebärden engagierte. Das war ein Paukenschlag und ein wichtiger Schritt, der damals in der Gehörlosenpädagogik nur schlecht verstanden wurde. Neue Impulse wurden gesetzt, als 1986 die GebärdensprachdolmetscherInnen-Ausbildung gegründet wurde und damit die Möglichkeit entstand, gehörlose Menschen besser miteinander zu verbinden, sie in Ausbildungen zusammen mit Hörenden zu integrieren und ihnen so einen besseren Zugang auf dem Arbeitsmarkt zu schaffen. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die Vermittlungsdienstleistungen für das Gebärdensprachdolmetschen, die vorerst sonos erbrachte und heute von Procom geleistet werden. An allen diesen Pionierprojekten haben auch Gehörlose aktiv und mit Engagement mitgearbeitet, für mich persönlich eine absolut wichtige Voraussetzung, dass Aufbau- und Entwicklungsarbeit im interkulturellen Bereich überhaupt erfolgreich stattfinden kann. An den Aufbauarbeiten in diesen erwähnten modernen Berufsfeldern war und/oder ist auch sonos zum Teil bis heute noch in irgend einer Form beteiligt,

dafür ist dem heutigen Geburtstagskind zu danken und Respekt zu zollen, auch wenn viele dieser Innovationen von den betroffenen Gehörlosen regelrecht erkämpft werden mussten und innerhalb von sonos die Öffnung hin zur Gebärdensprache sehr umstritten blieb. Diese Veränderungen haben auch die schweizerische Öffentlichkeit beeinflusst und mitgeprägt und nicht zuletzt auch zu einer Stärkung des wichtigsten Vertreters der Gehörlosenselbsthilfe, des Schweiz. Gehörlosenbundes (SGB-FSS), geführt. Die deutschschweizerische TV-Sendung „Sehen statt Hören“, die inzwischen wieder abgesetzt und durch vermehrte Einsätze von Dolmetscher/-n/innen in anderen Sendegefässen wettgemacht wurde, war eine wichtige Innovation. Diese neue mediale Präsenz auf den Fernsehkanälen trug dazu bei, dass die Lebenssituation gehörloser Menschen in der schweizerischen Öffentlichkeit täglich neu ins Bewusstsein gerückt wird. Dadurch konnten auch die an der gebärdensprachlichen Kommunikation orientierten Gehörlosen vermehrten Zugang und Teilhabe am kulturellen und politischen Geschehen der hörenden Mehrheitsgesellschaft erreichen.

Halten wir abschliessend fest: Die letzten dreissig Jahre waren sehr unruhige Jahre, stark von Konflikten geprägt zwischen der Gehörlosengemeinschaft und der hörenden Fachschaft. Die Auseinandersetzungen haben aber nicht nur blockiert, sondern auch zu einem zunehmenden Umdenken geführt. Die hörende Fachschaft hat die Gebärdensprache mehr und mehr toleriert.



Bild 3:
Helvetischer Durchbruch?
700 Jahre Schweiz:
Gehörlose Frauen am Frauenstreiktag
am 14.6.9.1991

Die Gehörlosenheime, die Gehörlosenseelsorge und die Beratungsstellen, deren Arbeit fast zwangsläufig auf gehörlose Menschen jeden Alters ausgerichtet ist, könnten nicht mehr tätig sein ohne Rückgriff auf die Gebärdensprache und auch nicht ohne die gehörlosen Fachleute in ihren eigenen Reihen.

Gehörlosensbildung und Gebärdensprache heute

Die Gehörlosenschulen, heute mit neuen Namen, Namen, bei denen die Gehörlosigkeit zum Teil gar nicht mehr direkt erwähnt wird, tun sich mit der Gebärdensprache immer noch schwer. Dafür gibt es viele verschiedene Gründe. Zwei Faktoren stehen da meines Erachtens im Vordergrund. Es sind dies: Neue Entwicklungen im Bereiche der Medizin und der Hörgerätetechnik sowie das Bedürfnis und Bestreben hörender Eltern gehörloser Kinder, ihre Kinder auf keinen Fall in einer Residenzschule für hörbehinderte Kinder zu beschulen. Viele hörende Eltern möchten ihre Kinder um jeden Preis an ihrem Wohnort einschulen, was aus dem Blickwinkel heutiger moderner Kleinfamilien

durchaus verständlich, aber fachlich betrachtet nicht immer die richtige Lösung ist, weil zuweilen der erwartete Schulerfolg ausbleibt und massive Integrationsprobleme auftauchen. Dies kann ein Teil der betroffenen Eltern aber auch der Fachkräfte nur schwer verkraften, und es fehlt vielerorts auch nicht an Verdrängungsmechanismen, weil man nicht bereit ist, der Realität in die Augen zu sehen.

In diesem Zusammenhang ist aber auch folgendes festzuhalten: Das Cochlea-Implantat ermöglicht es tatsächlich, dass gehörlos geborene Kinder über ihr operativ und apparativ wieder erlangtes Teilgehör die orale Sprache der Hörenden und ihre Strukturen besser verinnerlichen können und so zumindest eine den Hörenden ähnliche Sprachkompetenz aufbauen können, die nicht mehr nur künstlich durch die artikulatorisch und auditiv intervenierende Pädagogik vermittelt werden muss. Da, wo die früher betriebene rein orale Gehörlosenspädagogik immer wieder scheiterte, an den tiefen Hörbarrieren der Kinder, sind neue Erfolge zu verzeichnen. Mit dem Cochlea-Implantat werden bessere Hörresultate erreicht, die nun einen gewissen Unwillkürlichkeitscharakter des Lautspracherwerbs zulassen. Das Kind kann auch im

Alltag und ausserhalb der Schule, je nach Gesprächssituation, der Kommunikation der Hörenden besser folgen und am kulturellen Leben ihres hörenden Umfeldes unmittelbaren Anteil nehmen als früher. Damit sind neue wegweisende Massstäbe gesetzt. Heute sind lautsprachliche Entwicklungen gehörlos geborener Kinder möglich, die früher undenkbar waren. Aber nicht alle diese Kinder schaffen die Integration in die Schulen der Hörenden problemlos. Jedes Kind ist ein Individuum. Die durch ein CI möglichen Verbesserungen im Hörbereich, aber auch die Auswirkungen durch den operativen Eingriff und die Art wie Kleinkinder diese Erlebnisse empfinden und verarbeiten, sind von Kind zu Kind verschieden. Auch die kognitiven und sensomotorischen Disponibilitäten gehörlos geborener Kinder sind genau so vielfältig und individuell wie bei hörenden Kindern. Etwas ist für mich in diesem Zusammenhang entscheidend: Aus CI-implantierten Kindern werden keine hörenden Kinder. Ihre Lebenssituation ist grundlegend anders, das zeigt sich auch an den „Wechslern“, jenen Kindern, die schon während der Schulzeit die öffentlichen Schulen der Hörenden wieder verlassen und zurückkehren in die Residenzschulen. Das Gleiche manifestiert sich auch bei Hörbehinderten, die sich nach dem Erreichen der sekundären Schulausbildung von der sie in Beschlag nehmenden hörenden Gesellschaft verabschieden und – oft gegen den Willen ihrer Eltern – bei den Gehörlosengemeinschaften einen festen oder zeitweiligen Anschluss suchen.

Um das komplexe Phänomen der kulturellen und interkulturellen Bindung dieser Menschen besser zu verstehen, nähern wir uns doch nochmals den Gehörlosen und ihrer Gebärdensprache.

Gebärdensprache und Gehörlosenkultur

Bei den Gehörlosen ist die Prädisposition für die Gebärdensprache durch ihre physiologische Ausgangssituation, dem Fehlen des Gehörs, resp. dessen massive Einschränkung klar gegeben. Der Gehörlose nimmt seine Umwelt und sich selbst vor allem mit den Augen wahr. Er erfasst Bilder, Bewegung, Bewegungsrhythmen, -geschwindigkeiten, -wiederholungen, Farben und Formen, hell und dunkel, alles Räumliche und merkt sich diesen visuellen

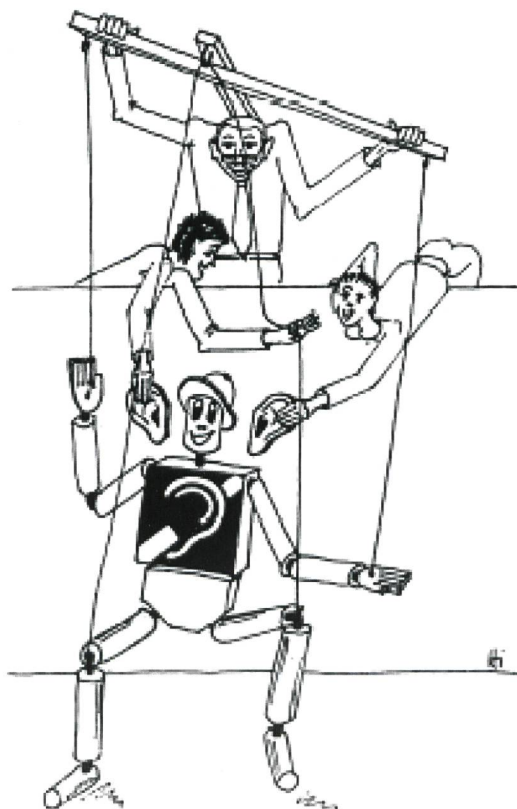


Bild 4: Tissi K.: Bild ohne Kommentar.

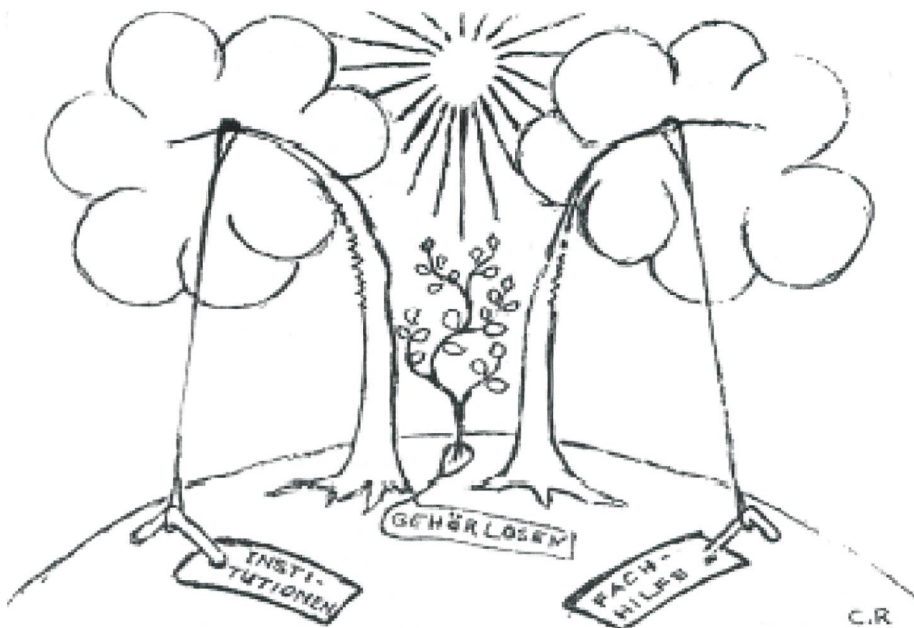


Bild 5: Renz CH.: „Meine Gedanken über die Gehörlosenwelt“

Gesamtkomplex in seinem Gedächtnis. Dank seiner natürlichen Intelligenz transformiert er diese visuellen Signale in sprachliche Symbole, genauso wie wir Hörenden akustisch wahrgenommene Stimmen mit unserem Ohr erfassen und daraus Botschaften entschlüsseln.

Und genau so wie wir Hörenden, wenn wir uns andern mitteilen möchten, auf unsere Stimme zurückgreifen, greift der Gehörlose zurück auf seine Hände, die vielfältigen Bewegungsmöglichkeiten seiner Finger, der Arme, der Schultern, die Bewegungsmöglichkeiten des Kopfes, des Unterkiefers, der Lippen, der Zunge, der Wangen, der Nase, der Augen, der Augenbrauen und der ganzen Stirnpartie und formt aus diesem multiplen Bewegungskomplex seinen tonlosen Artikulator, mit dem er sich genau so präzise und umfassend ausdrücken kann wie wir Hörenden mit unserer Stimme. Vor diesem Hintergrund, dem perfekten Zusammenwirken von Augen und Händen, entstehen, wenn gehörlose Menschen sich treffen, ganz unwillkürlich Gebärdensprachen, eigenständige Sprachen, die wir Hörenden zu respektieren haben. Und überall, wo sich eigenständige Sprachen entwickeln, folgen diesen sozusagen auf dem Fuss auch eigenständige Kulturen, bei den Gehörlosen die Gehörlosenkultur als soziokultureller Überbau ihrer Sprache und den sich daraus ergebenden besonderen Lebensumständen. Wenn wir deshalb mehr über diese Kultur und die Gebärdensprache wissen wollen, sprechen wir am besten mit den Gehörlosen oder lernen Gebärdensprachen.

Vielleicht werden einige sagen: „Ok, für Gehörlose mag das ja zutreffen, aber für Schwerhörige und für Cochlea-Implantierte stimmt das nicht!“ Damit bin ich nicht einverstanden. In einer andern Art gilt das auch für andere Gruppen von Hörbehinderten, weil auch sie akustische Informationen nicht uneingeschränkt wahrnehmen können, und weil auch sie in vielen Situationen, beruflich, privat und in der Öffentlichkeit aufgrund des Umgebungslärms oder zu grosser Entfernung von den akustischen Schallquellen, bei zu schnellen Sprecherwechseln und mangels linguistischer und oraler Kompetenz den Informationen nur sehr eingeschränkt folgen können. Auch sie sind kommunikativ oft isoliert. Warum gibt es Schriftdolmetscher? Weil alle Hörbehinderten auf das Visuelle in besonderem Masse angewiesen sind, anders als die Gehörlosen zwar, weniger an die Gebärdensprache gebunden; aber wadediskutieren lässt sich dieser Fakt nicht. Wer zum Beispiel schwerhörig geborene Kinder beobachtet und kennt, weiss, dass sie anders kommunizieren als Hörende, oft in Mischformen aus Schweizerdeutsch, Hochdeutsch und stark akzentuierter Gestik. Viele von ihnen – vor allem die in den Schwerhörigenschulen beschulten – verstehen auch die Gebärdensprache und recht viele verwenden selber die Gebärdensprache ziemlich flüssig, besser meistens, als die Hörenden. Typisch ist auch, dass viele unter ihnen regelmässig miteinander verkehren und sich in Vereinen zusammenschliessen, wie die Gehörlosen auch. Schade nur, dass man für die Art, wie Schwerhörige miteinander kommunizieren

noch keinen Ausdruck gefunden hat und dass ihre Art der Kommunikation hier in der Schweiz noch kaum erforscht ist. Schliesslich spricht auch kaum jemand von einer Schwerhörigenkultur, obwohl es durchaus eine solche gibt, und dies alles wohl deshalb, weil man sich der sog. Normalität der Hörenden mehr verpflichtet fühlt als der eigenen Seinsweise.

Gebärdensprachen im Spannungsfeld von Fürsorge und Gleichstellung

sonos hat sich bei seiner Gründung „Fürsorgeverein“ genannt. Gemeint war damit Hilfe, die man für andere leistet, im vorliegenden Fall die Taubstummenfachhilfe. In der Zeit des grossen Mangels an Geld, vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sonos viel materielle Aufbauhilfe geleistet. Heute, wo es eine Invalidenversicherung sowie ein eidgenössisches Gleichstellungsgesetz gibt, das die Stellung der Menschen, die unter Einschränkungen leben müssen, stärken soll, und heute wo zuweilen der Begriff „Behinderung“ gar nicht mehr verwendet wird aus Angst davor, dass man jemanden stigmatisieren könnte, ist der Begriff Fürsorge nicht mehr angebracht.

Die Menschen des 21. Jahrhunderts, auch die Gehörlosen, möchten in schwierigen Lebenssituationen lieber Beratung, Verständnis und Partizipation, keine verordnete Hilfe mehr. Auch wenn dieses neue Paradigma in der Realität noch nicht überall angekommen ist, so wollen viele Gehörlose heute selber bestimmen, was für sie gut ist. Sie wünschen eine aktiv gelebte Teilhabe am gesellschaftlichen Geschehen. Sie wollen politischen Einfluss. Das ist gut so. Nur sollten sich dann die wichtigen Exponenten der Selbsthilfe auch in die zur Zeit noch von den hörenden dominierte Fachhilfe einbinden lassen, und die hörende Gehörlosenfachhilfe selbst sollte allen hörbehinderten Gruppen genug Raum frei machen und alles unternehmen, damit echte Kooperation möglich wird.

Für die Gehörlosen, aber auch für die Schwerhörigen bedeutet konkrete Teilhabe und Partizipation, dass ein für sie adäquater Zugang zur Kommunikation und zur Information gewährleistet werden muss, dass die Ausbildungen so auf sie ausgerichtet werden, dass sie die von Hörenden

vorgetragenen Lerninhalte verstehen und sich kognitiv entwickeln können, dass sie nicht im Lernen behindert werden, nur weil die hörenden Hörbehindertenpädagoginnen sich nicht in Gebärdensprache mitteilen können oder wollen, dass die erwachsenen Hörbehinderten selber als ausgebildete Fachkräfte in der Facharbeit für Hörbehinderte tätig sein können, dass bei allen diesen Prozessen des Lernens und der Kommunikation nicht nur die Lautsprache, sondern auch die Gebärdensprache zur Selbstverständlichkeit wird, dass die Gebärdensprache erforscht und bilinguale Ausbildungsprogramme für gehörlose Schulklassen geschaffen werden und dass es auch am Arbeitsplatz vermehrt zum Einsatz von Gebärdensprachdolmetscher/n/-innen kommt. Schliesslich bedeutet dies auch, dass sich die hörenden Fachleute vermehrt öffnen, die Gebärdensprachen lernen und sich auch interkulturell engagieren. Das stärkt nicht nur die Kommunikationskompetenz der hörenden Fachkräfte, sondern kann auch bestehende Schranken bei der gegenseitigen Zusammenarbeit Hörender und Gehörloser, die bis heute noch bestehen, weiter abbauen helfen.

Was hat „Inklusion“ mit Gebärdensprache zu tun?

Dem Gleichstellungsgedanken gerecht werden: Das ist eine anspruchsvolle Herausforderung an die hörenden Hörbehindertenfachleute, aber auch an die hörbehinderten Menschen selber, in der sich alle täglich neu zu bewähren haben. Zudem besteht jetzt eine neue Rechtslage und damit auch ein Druck, weil sich die Behindertengruppen fortan immer wieder auf ihren Anspruch der Gleichstellung berufen werden. Was die Zukunft anbetrifft, so stellen sich im Zusammenhang mit dem Gleichstellungsgesetz spannende, aber auch heikle Fragen. Eine der zentralsten Fragen, die in den kommenden Jahren beantwortet werden muss, ist die folgende:

Wie ist für hörbehinderte Menschen eine faire Gleichstellung möglich im Hinblick auf die auch von der Schweiz unterzeichnete Salamanca-Deklaration (Joller-Graf K. S. 5, 2006, zit. UNESCO-Beschluss von 1994)?

Die Salamanca-Deklaration verpflichtet die Unterzeichnerstaaten:

„sicherzustellen, dass die Erziehung von Personen mit Behinderung ein unerlässlicher Bestandteil des Schulsystems sein soll, mit der wohlwollenden Erkenntnis, dass sich die Regierungen, Interessenvertreter, Gemeinden und Elterngruppen sowie im besonderen Organisationen von Menschen mit Behinderung dafür einsetzen, dass der Zugang zu Bildung für jene mit besonderen Bedürfnissen erleichtert wird, die immer noch nicht erfasst sind. (Joller-Graf K. S. 5, 2006, UNESCO, 1994).“

Grob zusammengefasst, bedeutet dies, dass alle Schüler und Schülerinnen, auch die sog. Behinderten, ihren Fähigkeiten entsprechend möglichst optimal in einem normalen Schulumfeld gebildet und gefördert werden sollen. Integration Behinderter in die Normalschulen wird nicht mehr als Anpassung an die Norm der Mehrheitskultur verstanden. Für die sog. Kinder mit Einschränkungen, so der neue Name für behinderte Kinder, die man integrativ beschult, soll es normal sein, anders zu sein als die andern Kinder. Abstrakt gesagt: Man akzeptiert jetzt neu eine hohe Heterogenität der Schüler im integrativen

Schulalltag und versucht die Schule als System und den Unterricht im Alltag an diese heterogene Schülerschaft anzupassen. Der Begriff, der diesem komplexen Gedanken Pate steht, wird Inklusion genannt.

Zu Ende gedacht, müsste also eine solche neue Schule folgendes leisten:

Sie müsste den starken Leistungsunterschieden ihrer Schüler und Schülerinnen gerecht werden, mit den unterschiedlichsten sozial-emotionalen Konstellationen umgehen können, den besonderen kulturellen und interkulturellen Bedürfnissen in einer globalisierten Welt Rechnung tragen und für alle Schüler und Schülerinnen mit besonderen Bedürfnissen über das notwendige pädagogische und methodische Know-how verfügen. Zudem wäre für eine optimale Bildung und Erziehung eine fachlich gut abgestützte Einbindung der Eltern notwendig.

Wie lässt sich das realisieren? Wie reagieren die Eltern der betroffenen behinderten Kinder auf diese Neuerungen, und wie reagieren jene Eltern, die möglicherweise feststellen könnten, dass ihre normal



Bild 6: Bernath F.; „Kommunikationsmerkmale“ Gehörloser

begabten Kinder durch die weniger begabten oder weniger entwickelten oder kulturell anders gelagerten Schüler in ihrer Lernentwicklung gestört werden? Wer stört in einem solchen Umfeld überhaupt wen, und wie und unter welchen Voraussetzungen kommt es in solch heterogenen Gruppen zu Synergien? Wer kann dies alles unter einen Hut bringen?

Was bedeutet Inklusion für die Hörbehinderten? Allein bei dieser Gruppe sind viele Konstellationen möglich.

Es gibt Gehörlose, Schwerhörige, Cochlea-Implantierte, taub Geborene, prälingual Ertaubte, Spätertaubte, Hör-Sehbehinderte, bi- oder multikulturelle hörbehinderte Schüler und Schülerinnen und Hörbehinderte mit speziellen sozialen und kognitiven Bedürfnissen.

Welche Lehrkräfte an den öffentlichen Normalschulen können allen diesen hörbehinderten Schülergruppen gerecht werden, wenn es schon jetzt für die ausgebildeten Hörbehindertenfachkräfte schwierig ist, in ihrer aktuellen Arbeit allen an sie gestellten Anforderungen zu genügen? Was passiert mit den Residenzschulen für Hörbehinderte, wenn ihre Lehrkräfte zu Wanderlehrern/ und -lehrerinnen werden und sich die Residenzschulen leeren? Was geschieht mit den gehörlosen Kindern ohne Cochlea-Implantat? Wenn sich diese Kinder nicht mehr regelmässig in Gruppen untereinander treffen können, wird die gebärdensprachliche Kohäsion unter den Kindern und die Gehörlosenkultur zwangsläufig zerstört. Wie verträgt sich die Salamanca-Deklaration mit dem schweizerischen Gleichstellungsgesetz? Gleichstellung darf nicht Gleichschaltung sein.

All diese Fragen stellen sich in den nächsten Jahren an die Hörbehindertenfachleute, aber auch an die Hörbehinderten selber (die Gehörlosen, die Schwerhörigen, die Spätertaubten, die Cochlea-Implantierten). Wie kann man sich der neu verordneten Inklusionspädagogik stellen und trotzdem nicht selber untergehen? Wie kann man verhindern, dass aus einer erwünschten Inklusion für Hörbehinderte nicht eine Exklusion wird? Was sich jetzt am pädagogischen Horizont abzeichnet, ist meines Erachtens für die Hörbehindertenfachleute und die betroffenen Hörbehinderten nicht nur eine pädagogische und

kulturelle, sondern in erster Linie auch eine existenzielle Frage. Es wird nicht einfach sein, alle diese Fragen zu beantworten. Die Massnahmen, die aber in nächster Zeit unter Berufung auf das Gleichstellungsgesetz und die Inklusionspädagogik getroffen werden, werden das Leben hörbehinderter Menschen und die Gebärdensprache elementar treffen. Wichtig wäre deshalb, wenn sich die betroffenen Hörbehinderten mit den nicht weniger betroffenen hörenden und gehörlosen Hörbehindertenfachleuten zusammensetzen würden, um Regeln und ethische Prinzipien in Bezug auf die Inklusion aufzustellen, welche den kulturellen und besonderen sprachlichen Bedürfnissen aller Hörbehinderten und Hör-Sehbehinderten Rechnung tragen. Zudem müsste nachgedacht werden, wie die jetzt vorhandenen Ressourcen und die Kompetenzen der jetzt aktiv tätigen Hörbehindertenfachleute nicht zerstört und in den Transformierungsprozess in Richtung Inklusion einbezogen werden können. Ich wünsche allen, auch SONOS, die ernsthaft beabsichtigen, sich an einer solchen kulturellen und sprachlichen Transformationsprozess zu beteiligen, viel Kraft, Mut und Erfolg.

Literaturangaben:

- Gstrein J.; Weißt Du noch wie es früher war mit den „Strafen?: VUGS: Informationsheft Nr. 37, Zürich 1999.)
- Joller-Graf K.; Lernen und Lehren in heterogenen Gruppen, Reihe: Module der Lehrerbildung, hg. v. Aregger K. et. al., Luzern, 20061.
- Sutermeister E.; Das Anstaltsleben eines Taubstummen, von ihm selbst erzählt: in Verein gute Schriften, Juni, 17, Bern, 1895.“
- Sutermeister E.; Quellenbuch zur Geschichte des Schweizerischen Taubstummenwesens, Bern, 1923.

Bildernachweis:

- (Alle Bilder stammen von in der hiesigen Gehörlosenkultur verankerten Gehörlosen.)
- Bild 1: De Marco E.; Hoch leben unsere Gebärden! SGB-Nachrichten (SGBN) 9, April/Mai 1989.
- Bild 2: Bernath F.; Unterdrückung, Monatsblatt des Jahreskalenders von Stiftung Treffpunkt der Gehörlosen, 2000.
- Bild 3: Hemmi P.; 700 Jahre Schweiz: Helvetischer Durchbruch? Gehörlose Frauen am Frauenstreiktag, vom 14.6.199 SGBN 21, 4. Jg. Aug./Sept. 1991, S. 2
- Bild 4: Tissi K.; Abbau von Bildungsbarrieren für Gehörlose: Titelblatt, SGBN 21, 4. Jg. Aug./Sept. 1991.
- Bild 5: Renz Ch.; Meine Gedanken über die Gehörlosenwelt.; SGBN 16, Okt./Nov.1990, S. 24
- Bild 6: Bernath F.; „Kommunikationsmerkmale“, Monatsblatt des Jahreskalenders von Stiftung Treffpunkt der Gehörlosen, 2000.